

zwischen westlichem und russischem Philosophieren“, provoziert die Frage, ob summarische Vergleiche „westlicher“ und „russischer“ Philosophie, die schon bei Slawophilen und Westlern anzutreffen sind und dann in der sowjetischen Philosophie-Geschichtsschreibung üblich wurden, überhaupt einen Aussagewert haben. Ignatow charakterisiert die „russische“ im Unterschied zur „westlichen“ Philosophie: „Das Größte und Positivste in der russischen philosophischen Tradition besteht in ihrer feinen Sensibilität und Aufgeschlossenheit für das Spirituelle, Rätselhafte und Mystische. Es handelt sich um eine Philosophie des lebendigen Gottes und konkreter Menschen, die jedem Reduktionismus abgeneigt ist, sich aber auch mit westlicher Metaphysik, transzendental-kritischer oder spekulativer Philosophie nicht deckt“ (231). Den jüngsten Kontroversen in Rußland zufolge ist es keineswegs evident, daß überhaupt von „russischer“ Philosophie gesprochen werden könne; Ignatow bringt hierzu aufschlußreiche Informationen. – Unter den weiteren Beiträgen sollen nur die für den deutschen Leser besonders interessanten hervorgehoben werden: Die Beiträge zur Philosophie in Polen sind wohlthuend nüchtern und sachlich und bieten eine Fülle in dieser Konzentration sonst nirgendwo zu erhaltender Informationen. Sie sind übersichtlich gegliedert nach Zeitabschnitten, Lehrstätten, Personen, Schulrichtungen und Themenbereichen, wobei die Geschichte der Logik in Polen im 20. Jahrhundert die ihr gebührende besondere Darstellung erfährt. Gleichfalls lobend hervorzuheben ist der klar gegliederte, gut geschriebene und sehr informative Beitrag zur böhmischen Philosophie.

Auch dem, der manche philosophische Aussagen und philosophiehistorische Wertungen mit Skepsis liest oder nicht mitvollziehen kann, bietet das Werk eine Fundgrube sorgfältig belegter Zitate und Quellenangaben. – (Nebenbei: Böhmen und Mähren „Osteuropa“ zuzuschlagen, geht schwerlich an, weder geographisch, noch in kultureller Hinsicht. Die Universität in Berlin ist erst nach dem 2. Weltkrieg unter dem Einfluß der Kommunisten „Humboldt-Universität“ benannt worden). P. EHLEN S. J.

Systematische Philosophie

LANZ, PETER, *Das phänomenale Bewußtsein*. Eine Verteidigung (Philosophische Abhandlungen 69). Frankfurt/M.: Klostermann 1996. 260 S.

Lanz (L.) wendet sich in dieser überarbeiteten Fassung seiner Habilitationsschrift (Bielefeld, 1993) einem klassischen Thema neuzeitlicher Philosophie zu, welches von Anfang an auch eine bedeutende Rolle in der analytischen Strömung unseres Jahrhunderts gespielt hat – man denke nur an die an Moore anknüpfende Debatte über „sense-data“ –, nämlich der Frage nach dem ontologischen Status von Sinneseindrücken wie Farben, Tönen, Gerüchen usw. L. ist in dieser Tradition beheimatet und bekennt sich näherhin (10) zu einem „agnostischen Materialismus“ im Sinne Strawsons. Wie dieser, und eindeutiger noch dessen Vorgänger am Oxforder Lehrstuhl für Metaphysik, Ryle, verzichtet er jedoch auf formale Logik als einer Methode philosophischer Argumentation. Dennoch – für manchen Leser wohl auch *deswegen* – sind L.s Darlegungen erfreulich klar, gut gegliedert und insgesamt deutlich genug. Es sei schon vorweg festgestellt, daß die Lektüre dieses Buches sogar da, wo man sich inhaltliche Abweichungen oder doch zumindest Ergänzungen gewünscht hätte, ein konstantes intellektuelles Vergnügen bereitet. Alle fünf Kapitel (1. Sinneseindrücke; 2. Die Struktur des phänomenalen Bewußtseins; 3. Die Galilei-Locke Tradition; 4. Farben; 5. Einzelne Sinne) bieten ein ausgewogenes Verhältnis von Information – zu einem beträchtlichen Anteil auch aus den Naturwissenschaften einschließlich der empirischen Psychologie – und eigenständiger Argumentation. Allerdings dürften die historischen Verweise durchwegs zu kurz und dürftig ausgefallen sein.

In einem *ersten Schritt* wird die These von Ryle u. a., wonach es sich bei „Sinneseindruck“, „Sinnesdatum“, „Perzept“ etc. um inhaltlich leere Kunstwörter handle, als unzureichend begründet zurückgewiesen. In diesem Zusammenhang finden sich auch wirkungsvolle Einwände gegen verschiedene Formen des radikalen Materialismus, denen

zufolge bewußte Sinneseindrücke (L.: „phänomenales Bewußtsein“) entweder gar nicht existieren – so der „eliminative Materialismus“ – oder doch etwas ganz anderes sind als sie ihren Besitzern zu sein scheinen, beispielsweise „Gehirnzustände“ oder „Dispositionen neuraler Zustände zu bestimmtem Verhalten“. – In einem *zweiten Schritt* werden vier eigene Thesen formuliert, die sich sehr weitgehend in Übereinstimmung mit der Galilei-Locke Tradition wissen (mit der Lehre von den „sekundären Qualitäten“). Diese Doktrin wird prägnant vorgestellt und gegen einige, aus der Philosophiegeschichte bekannte, Widersprüche verteidigt. Hinsichtlich dieser Apologie eines Grundbestandteils klassisch-mechanistischer Weltanschauung bleiben nun aber auch einige Wünsche offen. Der Vorliebe des Autors für „Oxford philosophy“ entsprechend, richtet sich dieser apologetische Versuch fast ausschließlich gegen die Kritik Peter Hackers – bei annähernd völliger Mißachtung der „großen“ Locke-Kritiker, als da sind Berkeley, Hume, Kant und Husserl! Davon abgesehen, hätte die Verteidigung einer Lehre, die so innig mit dem klassisch-physikalischen Weltbild („Die ganze oder doch zumindest die körperliche Welt besteht lediglich aus ‚körnigen‘ Atomen im Leeren“) verknüpft ist, doch zumindest nachzuweisen versuchen sollen, daß der Wechsel zur nachklassischen Physik in unserem Jahrhundert für den hier in Frage stehenden Bestandteil Galilei-Newtonscher Physik ohne oder ohne größere Bedeutung ist. Ein solcher Nachweis liegt ja ebensowenig auf der Hand wie es als selbstverständlich erscheint, daß allein die Hackerschen Kritikpunkte gegen die Galilei-Locke Tradition Anspruch auf Beachtung erheben dürfen. – Die „vier Thesen“ L.s lassen sich in etwa wie folgt zusammen fassen: Im phänomenalen Bewußtsein werden sinnliche Qualitäten unmittelbar präsent, etwa Farben für das visuelle Bewußtsein. Diese „Qualitäten“ sind jedoch gar keine Eigenschaften von materiellen Gegenständen, d. h. keine, die ein materieller Gegenstand *per se* besitzen würde. Wir schreiben Farben etc. Gegenständen oder Medien vor oder jenseits der Sinnesorgane zu – allerdings zu unrecht. Gegenstände präsentieren sich ausschließlich bewußtseinsbegabten Lebewesen in einem „sinnlichen Kleid“. Eine solche „Einkleidung“ hilft diesen Wesen sich in ihrer Umgebung zu orientieren: sie „repräsentiert“ Dinge, die für das eigene Wohlergehen einen Unterschied machen. (Wir stellen das Problem der Repräsentation vorerst noch zurück.)

Ein Hauptbestandteil des *dritten Schrittes* besteht in der Verteidigung der „Sekundäre-Qualitäten Theorie“ mittels eines Arguments, das Locke unbekannt war und das sich auch bei seinen Nachfolgern nirgendwo in dieser Klarheit und Ausführlichkeit findet. L. nennt es 173 und 189 das „Argument F“ (vgl. für eine Kurzfassung evtl. auch seinen Epilog): Sinnliche „Qualitäten“ bilden jeweils spezifische Strukturen, die mit den physikalischen Reizen, welche diese entsprechenden Qualitäten verursachen, keinerlei (Struktur-)Ähnlichkeiten aufweisen, weswegen besagte Qualia auch nicht mit den (physikalischen) Merkmalen von Gegenständen und Medien vor den Sinnesorganen identisch sein können. Dazu zwei Beispiele: Die phänomenalen Farben lassen sich zu einem sog. geschlossenen Farbenkreis ordnen, beginnend etwa (im Uhrzeigersinn) mit Rot (12 Uhr), zu Orange und Gelb (3 Uhr), weiter über Gelb-Grün zu Grün (6 Uhr), hinüber bis Blau (9 Uhr), zurück über Violett zum Ausgangs-Rot. Temperaturempfindungen sind ähnlich geordnet – von schmerzhaft (kalt) um „12 Uhr“ über kalt, lauwarm, warm, heiß bis zurück zu schmerzhaft (heiß). Diese zum Kreis gebogenen Empfindungscodices hätten nun mit der physikalisch-messbaren Realität vor den Sinnesorganen schlechthin gar nichts zu tun, seien doch beispielsweise die Wellenlängen der elektromagnetischen Strahlungen im sichtbaren Bereich – nicht anders als die Temperaturgrade im empfindbaren – linear angeordnet. Da sich ähnliche Radikaldifferenzen auch für das Spektrum des Hörbaren feststellen ließen, bedeute dies das „Aus“ für die (naive) Objektivitätsthese. Ein Sinneseindruck wie die Farbe Rot sei gar keine objektive Eigenschaft von Gegenständen oder Medien, sondern lediglich Element eines subjektiven Codes im phänomenalen Bewußtsein zur überlebensfördernden Repräsentation realer, nämlich physikalischer Objekte. – Wie verschiedene Indizien ergeben, ist dem Verf. dieser „dritte Schritt“ am wichtigsten; auf ihn legt er wiederholt (auch noch im Epilog) das größte Gewicht, m. E. jedoch zu unrecht, wirkt doch gerade dieser Schritt nicht sehr fest gesetzt; andererseits enthält L.s Buch eine Fülle von wertvollen Einsichten, Argumenten, Gedanken, Zusammenfassungen, gelungenen Beleuchtungen thematisch einschlägi-

ger psychologischer und neurologischer Forschungsergebnisse u.v.a.m., so daß es mir für jeden, der sich ernsthaft mit dem Problem der sekundären Qualitäten befaßt, beinahe unentbehrlich zu sein scheint. Ohne jeden Zweifel schließt „Das phänomenale Bewußtsein“, zumal für die deutschsprachige Diskussion, eine Lücke, deren Bestehen erst retrospektiv so richtig bewußt wird. Und sicherlich stellt auch das „Argument F“ zumindest eine interessante Ergänzung der Debatte dar; wirklich schlüssig scheint es allerdings (wie angedeutet) nicht zu sein. Die Frage ist doch eigentlich die: Könnte nicht etwa der Farbenrealist, der so gerne die Farbe, beispielsweise einer Orange, für eine wirkliche Eigenschaft dieser Frucht ausgeben möchte – prinzipiell nicht anders als auch deren mehr oder weniger sphärische Form – mit seiner Auffassung im Recht sein; und dies auch vor dem Hintergrund der von ihm einmal zugestandenem Tatsache, daß ein geeignetes physikalisches Meßgerät lediglich elektromagnetische Strahlungen der Wellenlänge 595 nm anzeigt? In diesem Zusammenhang gälte es wohl, folgende Aussage des berühmtesten aller Farbenrealisten, J. W. von Goethe, zu beachten und zu bedenken: „Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann; und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann dadurch beschränken und beweisen will ... Dafür steht ja der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers?“ (Wanderjahre, Aus Makarions Archiv). Wer somit mit L. lediglich darauf verweist, daß sich etwas zu einem intuitiv einsichtigen Farbkreis Gehöriges, nämlich eine phänomenale Farbe, nicht meßtechnisch nachweisen ließe (nachweisen ließen sich immer nur linear angeordnete Varianzen elektromagnetischer Strahlungen verschiedener Wellenlänge), könnte vom Farbenrealisten zur Antwort bekommen: „Das stört mich nicht nur nicht, davon bin ich geradezu ausgegangen. Die elektromagnetische Strahlung ist eben nicht die ganze Farbe, sie stellt allenfalls eine meßtechnisch relativ einfach erfassbare, vielleicht notwendige aber niemals hinreichende Bedingung von etwas dar, das sich (vorläufig noch?) allein einem anderen weit überlegenen Apparat zu erkennen gibt, d.i. dem menschlichen Auge.“ L. ist zwar grundsätzlich berechtigt, einen materialistischen Standpunkt einzunehmen (vgl. 10), aber dies kann bei einer Themenstellung, darin die Haltbarkeit dieser Position (bei ihrer Konfrontation mit dem Problem der phänomenalen Qualitäten) gerade zur Diskussion steht, allenfalls auf heuristische Weise geschehen. Offenbar darf niemals – und, sei es, versteckt – der materialistische Ausgangspunkt das Ziel des Argumentationsweges bereits festlegen. Genau dies ist aber einmal dort der Fall, wo (versteckterweise) allein dies für real akzeptiert wird, was mittels physikalischer Apparaturen registriert werden kann, und es scheint schon vorher (noch verborgener) dort der Fall gewesen zu sein, wo der repräsentationale Charakter der bewußten Sinnesindrücke betont worden ist. Denn wer überhaupt von „Repräsentation“ spricht (dies war bereits ein Punkt Berkeleys) setzt voraus, daß er nicht nur von dem repräsentierenden Sinnesdatum, sondern auch von dem *repraesentandum*, also dem realen Gegenstand vor den Sinnesorganen Kenntnis hat. Andernfalls könnte er die Art der Beziehung zwischen beiden ja nicht festlegen und insb. nicht als eine solche der *repraesentatio* spezifizieren. Der Umstand, daß L. davon ausgeht, die repräsentierten Dinge an sich wären restlos Gegenstände der (klassischen? modernen?) Physik, stellt nun weder eine Selbstverständlichkeit noch eine (in diesem Zusammenhang!) neutrale und methodologisch einwandfreie Annahme dar, sondern eine verborgene inhaltliche (wohl nur halbbewußt getroffene) Entscheidung gegen den Farbenrealismus, welche seinen Gedankengang schon in einem frühen Stadium festgelegt hat.

Kant hatte darauf aufmerksam gemacht, daß selbst in der Physik eine Reihe von Annahmen steckten, welche nicht empirischen Ursprungs sind. Es handelt sich dabei ausnahmslos um Erkenntnisprinzipien, die mit dem endlichen und „ektypischen“ Charakter des menschlichen Erkenntnisvermögens zu tun haben, so v.a. das Angewiesensein auf ein raum-zeitliches Schema der Bewußtwerdung bzw. -machung. Aus diesem Grunde sei auch die Physik keine absolute, von der spezifisch menschlichen Vernunft losgelöste, Erkenntnisweise – sie sei nicht die wahre Metaphysik. Schon vor Kant hatte

Berkeley auf den engen erkenntnistheoretischen Zusammenhang zwischen sog. primären und sekundären Qualitäten verwiesen und dabei die Subjektrelationalität auch der ersteren betont. Sein Ansatz führt jedoch nicht eigentlich in den subjektiven Idealismus, sondern in eine, durchaus an Goethe gemahnende, Immaterialismus genannte Position oder Philosophie. In ähnliche Richtung verweisende Einsichten und Überlegungen finden sich auch bei Hume, Bergson und Husserl. Von diesem ganzen, hier nur gerade einmal ansprechbaren, Themenkreis, so gut wie vollständig geschwiegen zu haben, darin besteht m. E. der größte Mangel des L.schen Buchs und zugleich eröffnet sich hier der Blick auf das wichtigste Desiderat zukünftiger Arbeiten an dieser, von L., auf seine Weise durchaus interessant präsentierten Sache, dem in der Tat „phänomenalen“ Forschungsgegenstand „Bewußtsein“.

S. BONK

DENKEN DER INDIVIDUALITÄT. Festschrift für Josef Simon zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von *Thomas Sören Hoffmann* und *Stefan Majetschak*. Berlin-New York: de Gruyter 1995. XI/ 421 S.

Der Titelgebung der vorliegenden Festschrift entsprechend, befassen sich eine ganze Reihe von Beiträgen mit dem Problem der Individualität. So schreibt etwa *W. Wieland* über das Individuum und seine Identifizierung in der Welt der Kontingenz (3–26), *G. Wohlfahrt* über das Dichten der Individualität (55–66), *R. Stuhlmann-Laeisz* über die Individualität von Gedanken (87–101), *E. Behler* über die Konzeption der Individualität in der Frühromantik (121–150), *E. Vollrath* über Tocqueville und die politischen Implikationen des neuzeitlichen Individualismus (239–252). Eine knappe Charakterisierung von Simons eigenem individualitätstheoretischem Konzept findet sich zu Beginn der Überlegungen von *Th. S. Hoffmann* zum Thema ‚Idee, Natur und System‘ (183–208). Dort heißt es: „Josef Simon hat den Begriff des Individuellen nicht nur hauptthematisch, sondern geradezu kriteriell in den Bereichen der Sprachphilosophie oder einer Ethik der Anerkennung und darüber hinaus vom Ansatz einer Philosophie des Zeichens her mit Anspruch auf eine Grundlegung der Philosophie überhaupt verwendet. Aber es geht dabei nicht nur um Verwendungen, viel eher schon darum, das Individuelle eigentlich erst in den Blick zu bekommen, indem es sich zunächst als Fluchtpunkt bestimmter Aporien theoretischer und praktischer Ansätze zeigt, die in ausdrücklicher oder auch unausdrücklicher Absehung von individuellen Momenten oder gar Konstituentien ihr Feld bestellen zu können meinen“ (183). Interesse verdienen aber auch die Beiträge von *R. Specht* und *M. Frank*. Specht nimmt den Artikel ‚Person‘ im ‚Historischen Wörterbuch der Philosophie‘ zum Anlaß einer Gegenüberstellung des klassischen Personenverständnisses, wie es sich in der abendländischen Geschichte entwickelt hat, mit dem heutigen Gebrauch des Wortes ‚Person‘ bzw. ‚Persönlichkeit‘ (27–37) und Frank untersucht im Rekurs auf Arbeiten aus dem Bereich der analytischen Philosophie den Zusammenhang von psychischer Vertrautheit und epistemischer Selbstbeschreibung (67–86). Ein weiterer Schwerpunkt der vorliegenden Festschrift liegt auf Untersuchungen zur Geschichte der neuzeitlichen Philosophie. So behandelt *H. Röttges* das Thema ‚Zweifel, Methode und Wahrheit bei Descartes‘ (105–120), *P. Baumanns* untersucht den Weg Kants zu seiner Theorie des Selbstbewußtseins (151–168), *W. Högrefe* analysiert unter dem Titel ‚Schwermut‘ das Verhältnis des späten Schelling zur Kunst (169–182), *E. Heintel* befaßt sich mit dem Hegelschen Konzept der Positivität des Christentums (209–226), *W. Marx* mit dem Problem des Hegelschen Systemab schlusses (227–237), *W. Müller-Lauter* handelt über ‚Stolz und Eitelkeit bei Kant, Schopenhauer und Nietzsche‘ (253–274) und *M. Riedel* über Heideggers ursprüngliche Deutung von ‚aletheia‘ (275–293).

Fragen der Ethik und Hermeneutik kommen in den Beiträgen von *L. Honnfelder*, *T. Borsche* und *J. Grondin* zur Sprache. Honnfelder erörtert das Problem der Bedeutung der Religion für die Ethik (297–308) und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß es die Kontingenz der sittlichen Freiheit und ihrer Resultate sei, welche die Ethik auf die Religion verweist. Borsche und Grondin untersuchen hingegen Probleme des Verstehens, wobei Borsche den Akzent auf die Individualität und Negativität des Verstehens legt (309–324) und Grondin das Problem der Distanz und Selbstreflexion im Verstehenspro-